

WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION

ARD-Forschungsdienst*

Kurz und knapp

- Eine wichtige Aufgabe der Wissenschaftskommunikation ist die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse an die breite Allgemeinheit. Methoden und Ergebnisse sollen nachvollziehbar erklärt werden und damit zur Meinungsbildung beitragen.
- Das Vertrauen in Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist hoch, wird jedoch durch Faktoren wie die politische Einstellung, Bildung, oder auch Verschwörungsansichten beeinflusst.
- Nutzerinnen und Nutzer neigen dazu, wissenschaftliche Befunde gemäß ihren eigenen Überzeugungen anzunehmen oder abzulehnen.
- Der Einsatz von künstlicher Intelligenz (KI) in der Wissenschaftskommunikation stößt hinsichtlich der Vertrauenswürdigkeit als Informationsquelle bislang auf Skepsis.
- Transparenz und Objektivität durch die Einordnung wissenschaftlicher Befunde als vorläufig und potenziell revidierbar stärken das Vertrauen in die Wissenschaften.
- Werden wissenschaftliche Erkenntnisse durch weibliche Forschende kommuniziert, kann dies die Wahrnehmung von Kompetenz und Vertrauen positiv beeinflussen.

Zusammenfassung Wissenschaftskommunikation umfasst nicht nur die Kommunikation von Forschenden untereinander (z. B. in Fachjournalen), sondern auch den Transfer von wissenschaftlichen Inhalten und Erkenntnissen über unterschiedliche Kanäle und Formate in die Öffentlichkeit (z. B. via Wissenschaftsjournalismus). Das Ziel ist es, wissenschaftliche Methoden und Erkenntnisse für die Öffentlichkeit zugänglich und verständlich zu machen, und damit zu einer informierten Meinungsbildung und Entscheidungsfindung beizutragen. Wie eine aktuelle Studie von Cologna und andere (2025) zeigt, genießen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in vielen Ländern insgesamt ein hohes Vertrauen in der Bevölkerung. Allerdings gibt es aber auch zunehmend Herausforderungen, wie beispielsweise konspirative Haltungen, die in negativen Einstellungen gegenüber der Wissenschaft münden, und die sowohl Entscheidungen von Einzelnen (z. B. im Hinblick auf das Verhalten in Bezug auf die eigene Gesundheit) als auch gesellschaftliche und politische Prozesse ungünstig beeinflussen können (vgl. die Studie von De Boer und Aiking, 2024).

Einstellungen gegenüber der Wissenschaft im Allgemeinen und gegenüber Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern werden von einer Reihe von Faktoren beeinflusst, wie etwa dem Alter, dem Geschlecht und dem Bildungsabschluss. Aber auch politische Einstellungen, der kontroverse Charakter eines Themas und/oder die Alltagsrelevanz wissenschaftlicher Erkenntnisse spielen eine Rolle (vgl. die Studie von Schug, Bilandzic und Kinnebrock, 2025). Altenmüller und Poppe (2025) wiesen in ihrer Studie nach, dass die Akzeptanz der Evidenz von Forschung und die Einschätzung der Glaubwürdigkeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unter anderem daran gekoppelt sind, inwieweit die wissenschaftlichen Erkenntnisse den eigenen Überzeugungen der Rezipientinnen und Rezipienten entsprechen. Dabei findet man neben einer sogenannten motivierten Ablehnung auch eine strategische Akzeptanz von Wissenschaft bzw. wissenschaftlichen Befunden (vgl. die Studie von Cruz und Mata, 2025). Mit der Integration von künstlicher Intelligenz in den wissenschaftlichen Prozess tut man sich in der Bevölkerung eher schwer. Schäfer und andere (2024) fanden heraus, dass das Vertrauen in ChatGPT als Quelle für Wissenschaftskommunikation noch eher gering ausgeprägt ist.

Unterstützt wird das Vertrauen in die Wissenschaft bzw. in die kommunizierende Instanz (z. B. eine Gesundheitsbehörde) durch Transparenz in die Prinzipien von Wissenschaft, zum Beispiel die Kommunikation von Unsicherheit wissenschaftlicher Befunde und der Möglichkeit, dass sie eventuell revidiert werden müssen (vgl. die Studie von Dries und andere 2024). Einen günstigen Einfluss auf Vertrauen und Glaubwürdigkeit hat laut einer Studie von Hubner und Bullock (2024) auch die Tatsache, dass Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnisse von Wissenschaftlerinnen im Vergleich zu Wissenschaftlern kommuniziert werden.

Cologna, Viktoria et al.:
**Trust in scientists and
their role in society
across 68 countries**

In: Nature human
behaviour 9, 4/2025,
S. 713 – 730.
DOI: 10.1038/s41562-
024-02090-5

Nach dem Ipsos Global Trustworthiness Monitor wird Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen insgesamt ein hohes Maß an Vertrauen entgegengebracht.¹ Dennoch häufen sich spätestens seit der COVID-19-Pandemie auch Anzeichen dafür, dass dieses Vertrauen sinkt bzw. in Frage gestellt wird. Aus diesem Grund führten die Autorinnen und Autoren eine multinationale Studie durch, die klären sollte, wie sehr Menschen rund um den Globus Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vertrauen und welchen Einfluss demografische, ideologische und länderspezifische Kontextfaktoren darauf haben. Außerdem ging man der Frage nach, welchen gesellschaftlichen und politischen Einfluss Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben und welche Prioritäten in der Forschung gesetzt werden sollten. Zu diesem Zweck wurden rund 72.000 Personen in 68 Ländern online befragt. Auf einer Skala von 1 (= sehr niedrig) bis 5 (=sehr hoch) wurden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hinsichtlich des wahrgenommenen Vertrauens im Durchschnitt mit $M=3,62$ bewertet, wobei in Ägypten ($M=4,30$), Indien ($M=4,26$) und Nigeria ($M=3,89$) die höchsten Werte erzielt wurden, in Bolivien ($M=3,22$), Kasachstan ($M=3,13$) und Albanien ($M=3,05$) die niedrigsten. Deutschland lag mit einem Mittelwert von 3,49 im Mittelfeld. Durchschnittlich am meisten vertrauten die Befragten der Kompetenz der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ($M=4,02$), gefolgt von der Bewertung ihrer Integrität ($M=3,58$), ihren guten Absichten ($M=3,55$) und der Offenheit für Feedback ($M=3,33$). Insgesamt waren 75 Prozent der Befragten der Ansicht, dass wissenschaftliche Forschung die beste Methode sei, um herauszufinden, ob etwas „richtig“ oder „falsch“ ist. Die Daten zeigen zudem ein höheres Ausmaß an Vertrauen bei Frauen und Älteren, Personen mit höherem Einkommen und besserer Bildung sowie bei Personen, die im städtischen (vs. ländlichen Raum) leben und eher liberale Einstellungen haben. Mit dem Vertrauen negativ korreliert waren eine konservative politische Orientierung, die Tendenz, soziale Dominanz bestimmter Gruppen gegenüber anderen anzuerkennen, sowie die Ansicht, dass „gesunder Menschenverstand“ der Expertise von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern überlegen sei.

Relativ breit unterstützt wurde die Aussage, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich in gesellschaftlichen und politischen Fragen positionieren und bemerkbar machen bzw. sich engagieren sollten. Themen, die dabei aus Sicht der Befragten Priorität haben sollten, sind die Verbesserung der öffentlichen Gesundheit, die Lösung der Energieprobleme sowie die Bekämpfung von Armut. Auch wenn die Studie insgesamt ein deutliches Vertrauen der Bevölkerung in Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen konstatiert, sollten die Minderheiten, die wenig Vertrauen äußern, ernst genommen werden. Häufiges und laut geäußertes Misstrauen kann sowohl Entscheidungen von Einzelnen (z. B. im Hinblick auf gesundheitsbezogenes Verhalten) als auch gesellschaftliche und politische Prozesse beeinflussen.

1 Vgl. <https://www.ipsos.com/en/trust> (abgerufen am 16.12.2025).

**De Boer, Joop/
Harry Aiking:
Citizens and
conspiratorial
anti-science beliefs:
Opposition versus
support in 38 countries
across Europe**

In: Public Understanding
of Science 33, 8/2024,
S. 1027 – 1045.
DOI: 10.1177/
09636625241245371

Die Autoren beobachten ein relevanter werdendes Phänomen, nämlich die Verbindung von konspirativen Ansichten bzw. Verschwörungstheorien und negativen Einstellungen gegenüber der Wissenschaft (Bsp.: Ein Medikament gegen Krebs existiert längst, wird aber aus kommerziellen Gründen geheim gehalten). In einer europaweiten Studie wurde in 38 Ländern die Zustimmung zu bzw. Ablehnung von solchen sogenannten Conspirational Anti Science (CAS-)Überzeugungen und deren Zusammenhang mit wissenschaftsspezifischen Kenntnissen, Einstellungen gegenüber Wissenschaft und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie präferierten Kommunikationsquellen untersucht. Diese Daten wurden im Rahmen des Eurobarometers 95.2 erhoben.² Weitere länderbezogene Daten (z. B. durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen) wurden in die Analyse einbezogen. Die Zustimmung zu CAS-Aussagen war bei Personen mit geringerem wissenschaftsbezogenem Wissen (z. B. Falschantworten auf die Aussagen „Kontinente bewegen sich seit Millionen von Jahren“ oder „Pflanzen produzieren den Sauerstoff, den wir atmen“) höher als bei Personen mit ausgeprägteren Kenntnissen. CAS-Überzeugungen waren ebenfalls stärker ausgeprägt bei Personen, die ihre Informationen über Wissenschaft und Technologie via Social Media und das Fernsehen bezogen, im Vergleich zu denjenigen, die die Zeitung und andere Medien als Informationsquelle präferierten. Des Weiteren führte eine eher disqualifizierende Bewertung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zusammen mit politischer Unzufriedenheit zu größerer Akzeptanz von CAS-Einstellungen.

Im Ländervergleich war die Quote derjenigen, die solche CAS-Ansichten unterstützten, in Dänemark, in den Niederlanden und in Schweden am niedrigsten, in Nordmazedonien, im Kosovo und in Montenegro am höchsten. Deutschland lag auf Platz 13 der 39 untersuchten Länder. Weitere Analysen zeigen, dass in Ländern mit einem höheren Pro-Kopf-Einkommen und in Ländern, in denen der Anteil von Frauen in (politischen) Entscheidungsgremien höher ausgeprägt war, ein geringeres Ausmaß an CAS-Überzeugungen zu beobachten war.

**Schug, Markus/
Helena Bilandzic/
Susanne Kinnebrock:
Endorsement of
scientific norms
among non-scientists:
The role of science
news consumption,
political ideology, and
science field**

In: Public Understanding
of Science; first published
online February 28, 2025.
DOI: 10.1177/
09636625251315882

Wissenschaft arbeitet nach expliziten Regeln und Normen, um die Qualität der wissenschaftlichen Forschung und daraus resultierender Befunde zu sichern. Wichtige Bausteine dafür sind zum Beispiel die Transparenz wissenschaftlicher Methoden und Erkenntnisse, die Unabhängigkeit der Forschenden von individuellen Interessen und das Prinzip, Erkenntnisse zu überprüfen, gegebenenfalls zu falsifizieren (Falsifikationsprinzip) und zu revidieren. Wie sehr sind diese Regeln und Normen in der Öffentlichkeit verankert und wie sehr werden sie von der Bevölkerung geschätzt? Welchen Einfluss darauf haben zum einen möglicherweise der Wissenschaftsbereich, der beurteilt wird, und zum anderen individuelle Erfahrungen mit der Wissenschaft (z. B. Interesse) und politische Einstellungen? Im Rahmen einer repräsentativen Befragung stellte man 1.007 Personen (Durchschnittsalter: 47 Jahre) Fragen zur Wichtigkeit der oben genannten Normen sowie Fragen zum eigenen Interesse an Wissenschaft, der Nutzung wissenschaftlicher Informationen und schließlich der eigenen politischen Orientierung. Die Themen, für die diese Fragen beantwortet werden sollten, waren entweder eher kontroverse Wissenschaftsfelder (hier: Virologie und Klimaforschung) oder eher wenig kontroverse Felder (hier: Astrophysik und Geschichtswissenschaft) oder die Wissenschaft im Allgemeinen. Die Befürwortung bzw. Unterstützung der Normen war für die kontroversen Themenfelder signifikant höher ausgeprägt als für die nicht kontroversen Themenfelder. Von

² Vgl. https://search.gesis.org/research_data/ZA7782 (abgerufen am 16.12.2025).

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die in kontrovers wahrgenommenen Feldern arbeiten bzw. sich dazu äußern, erwartet man offenbar deutlich stärker, dass sie die Regeln der Transparenz und Zugänglichkeit einhalten, dass sie abweichende Befunde akzeptieren und zulassen und dass sie neue und praktisch verwertbare Befunde zu Tage fördern. Die Erwartung der Unabhängigkeit von individuellen Interessen und eine generelle Objektivität waren unabhängig von den Themenfeldern jeweils hoch ausgeprägt.

Die Befürwortung wissenschaftlicher Normen war mit steigendem Alter der Befragten höher ausgeprägt, ebenso bei Frauen sowie bei Personen mit höherem Bildungsabschluss. Des Weiteren waren ein stärkeres Interesse an der Wissenschaft sowie eine liberale (vs. konservative) politische Einstellung signifikante Prädiktoren für eine starke Bedeutung der Normen. Die Bedeutung des Themenfeldes (kontrovers vs. nicht-kontrovers) als Prädiktor zeigt, dass die Normen insbesondere dann an Relevanz gewinnen, wenn wissenschaftliche Erkenntnisse direkt alltagsrelevant werden (z. B. im Rahmen der Klimadebatte).

Altenmüller,
Marlene Sophie/
Laura Amelie Poppe:
**Who is at risk of bias?
Examining dispositional differences
in motivated
science reception**

In: Public Understanding
of Science 34, 2/2025,
S. 243 – 255.
DOI: 10.1177/
09636625241262611

In der vorliegenden Studie geht es um die motivierte Rezeption von Wissenschaft bzw. wissenschaftlichen Erkenntnissen. Dies bedeutet, dass das Publikum die Glaubwürdigkeit der Evidenz von Forschung und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern daran koppeln, inwieweit sie ihren eigenen Überzeugungen entsprechen (Beispiel: Gamer bezweifeln den Zusammenhang zwischen Videospiele und Aggressivität). Die Forscher untersuchten, inwieweit persönliche Merkmale der User, nämlich die Tendenz, an Verschwörungserzählungen zu glauben, und die Befürchtung, durch falsche Einschätzung Opfer von Ungerechtigkeiten zu werden, eine motivierte Wahrnehmung von Wissenschaft unterstützen. In Studie 1 lasen 370 Personen (Durchschnittsalter: 34 Jahre) Artikel, in denen „wissenschaftliche Befunde“ zeigen, dass eine Frauenquote entweder mehr (Version 1) oder weniger Stress (Version 2) für Frauen im Berufsleben bedeutet. Anschließend erfasste man die wahrgenommene Vertrauenswürdigkeit der zitierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die wahrgenommene Glaubwürdigkeit der Befunde bzw. Schlussfolgerung, das allgemeine Vertrauen in die Wissenschaft sowie die eigene Einstellung gegenüber einer Frauenquote. Die Befunde bestätigen zunächst den typischen Effekt der motivierten Rezeption von wissenschaftlichen Ergebnissen: Personen, die pro Frauenquote waren, fanden die Schlussfolgerung, dass sie weniger Stress für die Frauen bedeute, glaubwürdiger, während Personen, die dagegen waren, diejenigen Befunde als glaubwürdiger beurteilten, die mehr Stress durch eine Frauenquote belegten. Der gleiche Effekt zeigte sich bei der Beurteilung der Vertrauenswürdigkeit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Die Tendenz, Verschwörungstheorien zu glauben, und die Angst, ungerecht behandelt zu werden, hatten darauf jedoch keinen signifikanten Einfluss. In Studie 2 (n=373; Durchschnittsalter: 23 Jahre), in der es um die Effektivität einer speziellen Impfpolitik ging, wurden die Ergebnisse von Studie 1 repliziert.

In weiteren Analysen zeigte sich, dass auch zwei generellere Merkmale, nämlich dispositionelles Misstrauen (anderen gegenüber generell misstrauisch zu sein) und Intoleranz gegenüber Mehrdeutigkeit, keinen signifikanten Einfluss darauf hatten, in welchem Ausmaß eine motivierte Rezeption bzw. Wahrnehmung von Wissenschaft und deren Befunden stattfindet. Die Autoren gehen daher davon aus, dass dieses Phänomen eher stabil und generell auftritt. Für eine effektive Verbreitung und Kommunikation von wissenschaftlichen Erkenntnissen ist dies ein wichtiger Befund und eine Herausforderung.

**Cruz, Francisco/
André Mata:
Self-serving beliefs
about science:
Science justifies my
weaknesses (but not
other people's)**
In: Public Understanding
of Science 34, 2/2025,
S.172–187.
DOI: 10.1177/
09636625241261320

In der vorliegenden Studie wurde untersucht, inwieweit Menschen die Wissenschaft bzw. wissenschaftliche Befunde dazu nutzen, das eigene (unmoralische) Verhalten zu rechtfertigen. Die Autoren gehen dabei von der Annahme aus, dass die Wahrnehmung bzw. Bewertung von Wissenschaft strategisch erfolgen kann, wenn sie zur Unterstützung der eigenen Meinungen führt (vgl. auch die Studie von Altenmüller und Poppe, 2025). In einer ersten Studie, an der 124 Personen im Durchschnittsalter von 20 Jahren teilnahmen, sollten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zunächst ein entweder moralisch einwandfreies oder ein verwerfliches Verhalten beschreiben, das entweder sie selbst oder eine ihnen bekannte Person gezeigt hatte. Anschließend sollte eingeschätzt werden, wie gut „die Wissenschaft“ dieses Verhalten erklären kann und wie sehr man glaubte, dass das beschriebene Verhalten bewusst gesteuert werden kann. Zunächst zeigte sich ein Haupteffekt der Valenz des beschriebenen Verhaltens: Die Befragten waren der Ansicht, dass schlechtes Verhalten besser durch Wissenschaft erklärt werden kann als gutes Verhalten. Darüber hinaus nahmen sie an, dass das eigene unmoralische Verhalten besser durch Wissenschaft erklärt werden kann als das unmoralische Verhalten anderer Personen. In einer zweiten Studie (n=180; Durchschnittsalter: rund 35 Jahre) fanden die Forscher mit einer ähnlichen Methodik heraus, dass die Befragten für unmoralisches Verhalten eher äußere Umstände verantwortlich machten, weniger Schuld empfanden und weniger Kontrolle über das eigene Verhalten wahrnahmen, wenn eine wissenschaftliche Erklärung für das unmoralische Verhalten vorlag.

Wie die Studie zeigt, gibt es neben einer motivierten Ablehnung von Wissenschaft bzw. wissenschaftlichen Befunden offensichtlich auch so etwas wie eine strategische Akzeptanz bzw. Zuwendung. Dies ist dann der Fall, wenn die wissenschaftlichen Informationen bzw. Erklärungen dem Selbstwert dienen, indem sie bestimmte Verhaltensweisen rechtfertigen. Wissenschaftskommunikation sollte daher vielleicht bis zu einem gewissen Grad antizipieren, bei welchen Themen und bei welchen Befunden eine strategische Nutzung von Wissenschaftsinformation wahrscheinlicher ist.

**Schäfer, Mike S./
Bastian Kremer/
Niels G. Mede/
Liliann Fischer:
Trust in science,
trust in ChatGPT?
How Germans think
about generative AI
as a source in science
communication**
In: Journal of Science
Communication 23,
09/2024, S. 1–20. DOI:
10.22323/2.23090204

Wissenschaftskommunikation umfasst die Kommunikation von einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie von Organisationen (z. B. Universitäten), aber auch die journalistische Berichterstattung über wissenschaftliche Themen in den öffentlichen Raum. Mit der schnellen Entwicklung von Künstlicher Intelligenz (KI) eröffnen sich vielfältige neue Möglichkeiten der Wissenschaftskommunikation (z. B. bei der Suche nach Informationen oder der Anpassung an spezifische Bedürfnisse der Nutzerinnen und Nutzer). In der vorliegenden Studie wurde untersucht, welche Einstellungen in der Bevölkerung vorhanden sind, wenn generative KI (z. B. ChatGPT) im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Informationen genutzt wird. Ebenso sollte erforscht werden, welche Faktoren die Vertrauenswürdigkeit von generativer KI als Quelle von Wissenschaftskommunikation beeinflussen. Die Daten stammen aus dem Wissenschaftsbarometer 2023, einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zu Wissenschaft und Forschung, an der 1.037 Personen im Durchschnittsalter von rund 52 Jahren teilnahmen.³ Erfasst wurden unter anderem die Beurteilung der eigenen wissenschaftlichen Kenntnisse, die Nützlichkeit von Wissenschaft für das eigene Leben sowie die persönliche Verbundenheit mit der Wissenschaft. Schließlich sollten die Befragten Aussagen zu ihrem Vertrauen in Wissenschaft und Forschung und zum Vertrauen in generative KI machen. Im Durchschnitt

³ Vgl. <https://wissenschaft-im-dialog.de/> (abgerufen am 16.12.2025).

stimmten 43 Prozent der Befragten den positiven Aspekten von generativer KI (hier: ChatGPT) in der Wissenschaftskommunikation zu, wie beispielsweise der Möglichkeit der vereinfachten Darstellung komplexer Sachverhalte oder dem Finden von anschaulichen Beispielen. Über die Hälfte der Befragten stand diesen Argumenten jedoch skeptisch oder unentschlossen gegenüber. Bedenken bezüglich negativer Aspekte des Einsatzes von generativer KI, wie zum Beispiel die Gefahr von falschen Informationen, die Unsicherheit von Quellen oder das Erfinden von wissenschaftlichen Ergebnissen, teilten etwa zwei Drittel (63 %) der Befragten, während diese für 37 Prozent weniger bedeutsam waren. Insgesamt war das Vertrauen in ChatGPT als Quelle für Wissenschaftskommunikation eher gering ausgeprägt (46 % hatten kein oder wenig Vertrauen, 36 % blieben unentschlossen).

Die Deutschen stehen generativer KI als Quelle für die Wissenschaftskommunikation insgesamt skeptisch bzw. zurückhaltend gegenüber. Ebenso scheint es wenig Wissen bezüglich der Vorteile der Interaktion mit generativer KI in der Wissenschaftskommunikation für die eigenen Zwecke zu geben. Aus Sicht der Autoren sind daher Anstrengungen notwendig, die Nutzer und Nutzerinnen einerseits besser darüber zu informieren, wie Kommunikatoren (z. B. Journalisten) generative KI in der Wissenschaftskommunikation einsetzen, und andererseits ihre Kompetenzen für die eigene Nutzung von KI zu unterstützen. Wie die Studie von Baake, Schmitt und Metag (2025; siehe Literaturliste) zeigt, könnten auch KI-generierte Avatare ein Potenzial für die Vermittlung komplexer Informationen bieten. In einem Experiment mit 491 Personen wurden sie im Hinblick auf Fachwissen, Integrität und Wohlwollen als vertrauenswürdig eingestuft.

Dries, Charlotte/
Michelle McDowell/
Felix G. Rebitschek/
Christina Leuker:
**When evidence
changes: Communicating uncertainty protects against a loss of trust**
In: Public Understanding of Science 33, 6/2024, S. 777 – 794.
DOI: 10.1177/09636625 241228449

Ein inhärentes Merkmal von Wissenschaft ist, dass bestehendes Wissen durch Forschung in Frage gestellt wird und kontinuierlich neue Erkenntnisse gewonnen werden. Es ist daher wichtig zu wissen, dass wissenschaftliche Erkenntnisse einen Unsicherheitsfaktor beinhalten, weil sie durch neue Befunde verändert und gegebenenfalls revidiert werden können. In der vorliegenden Studie untersuchten die Autoren, wie sich diese inhärente Unsicherheit wissenschaftlicher Evidenz auf die Vertrauenswürdigkeit der Wissenschaft auswirkt. Zudem sollte ermittelt werden, welche weiteren Effekte die Kommunikation von Unsicherheit hat. 880 Personen im Durchschnittsalter von 29 Jahren nahmen an einem Experiment teil, bei dem die Probandinnen und Probanden die fiktive Information über einen nicht existierenden Zusammenhang zwischen einer COVID-19-Impfung und einer Herzmuskelentzündung erhielten. Als Quelle der Information wurde eine staatliche Gesundheitsbehörde angegeben. Zusätzlich zu dieser Information gab es entweder keinen Hinweis auf einen Unsicherheitsfaktor, einen generellen Hinweis auf einen Unsicherheitsfaktor im Zusammenhang mit empirischen Forschungsergebnissen oder diesen letzteren Hinweis, ergänzt durch eine weitere Erklärung, warum sich Unsicherheiten ergeben können. Anschließend erhielten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eine weitere Information, nämlich dass der ursprüngliche Befund revidiert werden müsse und es nach neuesten Erkenntnissen wahrscheinlich doch einen Zusammenhang zwischen Impfung und Herzmuskelentzündung gäbe. Insgesamt wurde die kommunizierende Behörde nach der Information über die revidierte Erkenntnis als weniger vertrauenswürdig eingeschätzt ($M=3,08$ vs. $M=3,74$ auf einer Skala von 1 bis 5). Allerdings hatte die zusätzliche Information zur Unsicherheit der wissenschaftlichen Erkenntnisse einen signifikanten Puffereffekt. In beiden Versionen führte sie im Vergleich zu keiner solchen Information zu einer deutlich geringeren Verschlechterung der Wahrnehmung von Vertrauens-

würdigkeit, Ehrlichkeit und Kompetenz der Informationsquelle (hier: staatliche Gesundheitsbehörde).

Laut Ansicht der Autorinnen und dem Autor ist die Kommunikation von Unsicherheit wichtig und funktional, insbesondere, wenn sich die Faktenlage ändert. Sie unterstützt das Vertrauen in die kommunizierende Instanz (z. B. Gesundheitsbehörde) – möglicherweise durch die Tatsache, dass bei den Usern die Erwartung erzeugt wird, dass wissenschaftliche Erkenntnisse sich ändern und Entscheidungen revidiert werden können. Es scheint, als bräuchten die Rezipientinnen und Rezipienten keine differenzierteren Erklärungen dafür, warum Unsicherheiten entstehen. Wie in anderen Studien spielte auch hier eine bessere Bildung eine hilfreiche Rolle für ein höheres Maß an Vertrauen. Auch die Information über die Existenz eines wissenschaftlichen Konsenses bezüglich eines bestimmten Themas ist laut der Studie von van Stekelenburg und andere (2022; siehe Literaturliste) ein wirksames Mittel, um die Glaubwürdigkeit von Erkenntnissen über umstrittene wissenschaftliche Themen zu stärken und das Vertrauen zu unterstützen.

Hubner, Austin Y./
Olivia M. Bullock:
**Why science should
have a female face:
Female experts
increase liking,
competence, and
trust in science**

In: Science Communica-
tion; first published on-
line November 12, 2024,
S. 1–26. DOI: 10.1177/
10755470241295676

In der Wissenschaft tätige Personen sind meist mit dem männlichen Geschlecht und damit einhergehenden stereotypen Vorstellungen (z. B. im Hinblick auf Kompetenz) assoziiert. In der vorliegenden Studie untersuchte das Autorenteam, wie Rezipientinnen und Rezipienten bzw. User auf weibliche Portraits von Forschenden reagieren. Welche Eigenschaften werden Wissenschaftlerinnen im Vergleich zu Wissenschaftlern zugeschrieben und wie wirkt sich das auf die Bewertung von Wissenschaft im Allgemeinen aus? 958 Personen im Durchschnittsalter von rund 41 Jahren nahmen an einem Onlineexperiment teil. Sie lasen einen fiktiven Instagram-Post, in dem über die Person und die Arbeit einer Wissenschaftlerin oder eines Wissenschaftlers auf dem Gebiet der Kernphysik berichtet wurde. Bis auf den Namen (Sarah versus Brian) und das Bild (weiblich versus männlich) waren die Posts identisch. Anschließend wurde erfasst, wie sehr man die Person mag, wie viel Kompetenz man der Person zuschreibt und wie sehr man allgemein Vertrauen in die Wissenschaft hat. Auf einer Skala von 1 bis 7 wurde die Wissenschaftlerin als signifikant sympathischer und liebenswürdiger eingeschätzt ($M=4,12$) als der gezeigte Wissenschaftler ($M=3,43$). Wie eine Mediationsanalyse zeigte, führte dies wiederum zu einer positiveren Einschätzung der Kompetenz der weiblichen gegenüber der männlichen Person. Größere Sympathie und höhere Kompetenz der Wissenschaftlerin führten im Vergleich zum Wissenschaftler schließlich im Sinne einer seriellen Mediation auch zu einem größeren generellen Vertrauen in die Wissenschaft.

Die Schlussfolgerung der Autoren ist, dass weibliche Forschende einen Sympathievorsprung haben, der sich positiv auf die Kompetenzbeurteilung der betreffenden Wissenschaftlerin auswirkt, und sogar das generelle Vertrauen in die Wissenschaft günstig beeinflussen kann. Dabei wurde festgestellt, dass generell höhere Sympathiebewertungen zustande kamen, wenn die beurteilende Person und die beurteilte Person nicht dasselbe Geschlecht hatten. Für die Beurteilung der Kompetenz ergab sich dagegen kein entsprechender Geschlechtseffekt. Für die öffentliche Darstellung von Wissenschaft sind daher nach Ansicht der Autoren Wissenschaftlerinnen vorteilhaft. Es wäre daher von Vorteil, wenn sich die Unausgewogenheit derjenigen, die wissenschaftlich kommunizieren, verändern würde, denn wie Sievertsen und Smith (2025; siehe Literaturliste) in ihrer Studie fanden, sind Wissenschaftlerinnen weniger bereit als Wissenschaftler, sich öffentlich zu äußern, wenn sie zum Beispiel als Experten zu einem Thema gefragt werden.

Weitere Literatur

Baake, Jasmin/Josephine Schmitt/Julia Metag: Balancing realism and trustworthiness: AI avatars in science communication. In: *Journal of Science Communication* 24, 2/2025, S. 1-22. DOI: 10.22323/2.24020203

Bogert, J. M./J. Buczny/J. A. Harvey/J. Ellers: The effect of trust in science and media use on public belief in anthropogenic climate change: A meta-analysis. In: *Environmental Communication* 18, 4/2024, S. 484–509. DOI: 10.1080/17524032.2023.2280749

Bucher, Hans-Jürgen/Bettina Boy/Katharina Christ: *Audiovisuelle Wissenschaftskommunikation auf YouTube*. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2022. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-35618-7>

Cagle, Shelby M./Ashley A. Anderson/Nicole C. Kelp: Stop the spread: Empowering students to address misinformation through community-engaged, interdisciplinary science communication training. In: *Journal of Research in Science Teaching* 62, 3/2025, S. 721–755. DOI: 10.1002/tea.21971

Comfort, Suzannah Evans/Mike Gruszczynski/Nicholas Browning: Building the science news agenda: The permeability of science journalism to public relations. In: *Journalism & Mass Communication Quarterly* 101, 3/2024, S. 637–656. DOI: 10.1177/10776990211047949

Frauhammer, Luna T./German Neubaum: The effects of climate change meta-knowledge on selective exposure, selective elaboration, and behavioral intentions. In: *Science Communication* 47, 3/2025, S. 413–443. DOI: 10.1177/10755470241284938

Genschow, Oliver/Melanie Sauerland/Jan Crusius/Malte Friese: Wissenschaftskommunikation wissenschaftlich arbeitender Psychologinnen im deutschsprachigen Raum. In: *Psychologische Rundschau* 74, 2/2023, S. 107–120. DOI: 10.1026/0033-3042/a000606

Howell, Emily L./Shannon L. Behrman/Elliot Kirschner/Sarah S. Goodwin: Storytelling in science film: Narrative engagement relates to greater knowledge, interest, and identification with science. In: *Science Communication* 47, 2/2025, S. 211–249. DOI: 10.1177/10755470241269885

Hyland-Wood, Bernadette/John Gardner/Julie Leask/Ullrich K. H. Ecker: Toward effective government communication strategies in the era of COVID-19. In: *Humanities and Social Sciences Communications* 8, 1/2021. DOI: 10.1057/s41599-020-00701-w

Kim, Jiyoun: The meaning of numbers: Effect of social media engagement metrics in risk communication. In: *Communication Studies* 72, 2/2021, S. 195–213. DOI: 10.1080/10510974.2020.1819842

Kreutzer, Tobias/Frauke Domgörgen/David Kaldewey/Pascal Berger/Holger Wormer: The journalistic understanding of science as process and social system: A qualitative exploration in the German science journalism community. In: *Public Understanding of Science*; first published online April 24, 2025. DOI: 10.1177/09636625251326508

Matei, Sorin Adam/Lucas Hunter: Data storytelling is not storytelling with data: A framework for storytelling in science communication and data journalism. In: *The Information Society* 37, 5/2021, S. 312 – 322. DOI: 10.1080/01972243.2021.1951415

Ophir, Yotam/Kathleen Hall Jamieson: The effects of media narratives about failures and discoveries in science on beliefs about and support for science. In: *Public Understanding of Science* 30, 8/2021, S. 1008 – 1023. DOI: 10.1177/09636625211012630

Petersen, Michael Bang/Alexander Bor/Frederik Jørgensen/Marie Fly Lindholt: Transparent communication about negative features of COVID-19 vaccines decreases acceptance but increases trust. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of The United States of America* 118, 29/2021, S. 1 – 8. DOI: 10.1073/pnas.2024597118

Rekker, Roderik: A four-level model of political polarization over science: Evidence from 10 European countries. In: *Public Understanding of Science* 34, 4/2025, S. 424 – 445. DOI: 10.1177/09636625241306352

Schröder, Justin T./Janise Brück/Lars Guenther: Identifying trust cues: How trust in science is mediated in content about science. In: *Journal of Science Communication* 24, 01/2025, A06. DOI: 10.22323/2.24010206

Sievertsen, Hans Henrik/Sarah Smith: The gender gap in expert voices: Evidence from economics. In: *Public Understanding of Science* 34, 4/2025, S. 446 – 458. DOI: 10.1177/09636625241282162

Sörensen, Isabel/Sophia Charlotte Volk/Silke Fürst/Daniel Vogler/Mike S. Schäfer: “It’s not so easy to measure impact”: A qualitative analysis of how universities measure and evaluate their communication. In: *International Journal of Strategic Communication* 18, 2/2024, S. 93 – 114. DOI: 10.1080/1553118X.2024.2317771

van Stekelenburg, Aart/Gabi Schaap/Harm Veling/Jonathan van ‘t Riet/Moniek Buijzen: Scientific-consensus communication about contested science: A pre-registered meta-analysis. In: *Psychological Science* 33, 12/2022, S. 1989 – 2008. DOI: 10.1177/09567976221083219

Volk, Sophia Charlotte/Daniel Vogler/Silke Fürst/Mike S. Schäfer: The plurivocal university: Typologizing the diverse voices of a research university on social media. In: *Public Understanding of Science* 34, 3/2025, S. 270 – 290. DOI: 10.1177/09636625241268700

Volk, Sophia Charlotte/Mike S. Schäfer/Damiano Lombardi/Daniela Mahl/Xiaoyue Yan: How generative artificial intelligence portrays science: Interviewing ChatGPT from the perspective of different audience segments. In: *Public Understanding of Science* 34, 2/2025, S. 132 – 153. DOI: 10.1177/09636625241268910

Wicke, Nina: Eine Frage der Erwartungen? Zur Qualitätsbestimmung von Wissenschaftskommunikation aus Publikumperspektive. In: *Publizistik* 67, 1/2022, S. 51 – 84. DOI: 10.1007/s11616-021-00701-z

Zils, Lena/Florian Wintterlin/Julia Metag/Niels G. Mede/Mike S. Schäfer: Literate and critical? Characterizing users of alternative scientific media. In: Science Communication; first published online March 17, 2025; S. 1 – 31. DOI: 10.1177/10755470251323525

Zimmerman, Ifat/Tali Tal/Ayelet Baram-Tsabari: Cognitive, affective, and behavioral engagement with science news predicted by the use of accessibility strategies in science-minded and general audiences. In: Public Understanding of Science 34, 1/2025, S. 92 – 113. DOI: 10.1177/09636625241252561